

Prälat i.R. Rolf Scheffbuch

Sie widerstanden wach dem Zeitgeist Persönlichkeiten der Kirchengeschichte, die "die Zeiten zu beurteilen verstanden und wussten, was Gottes Volk tun musste".

(1. Chron. 12,33)

Die Listen, in denen die Männer des Königs David aufgeführt sind, sind überaus aufschlussreich. In ihnen sind die besonders Getreuen des Königs Israels genannt. Dazu gehörten selbstverständlich die Stammesbrüder von David, also die dem Stamm Juda Zugehörigen. David war ihr Mann. Aber es finden sich auch Delegationen aus anderen Stämmen erwähnt, aus Stämmen Israels, die damals und noch lange danach eigentlich zum Heeresaufgebot des Königs Saul gehörten, das auch nach Sauls Tod vom Feldherrn Abner geführt wurde. Aber auch aus diesem Heereskontingent hatten sich Versprengte nach Hebron zu David durchgeschlagen, um David zum König zu machen und um ihm als dem neuen König Treue zu schwören. So lesen wir im biblischen Buch 1. Chronik die Sätze: „Dies sind die zum Heeresdienst gerüsteten Männer, die zu David nach Hebron kamen, um ihm das Königtum von Saul zuzuwenden - nach dem Wort des Herrn“. Unter den nun folgenden Aufzählungen findet sich dann auch der Satz: „Zweihundert Hauptleute der Männer von Issachar, die erkannten und rieten, was Israel zu jeder Zeit tun sollte, und alle ihre Brüder folgten ihrem Befehl“ (1. Chronik 12, 33).

Das war auch damals nicht selbstverständlich, dass Verantwortliche – so wie diese Hauptleute es waren - einen klaren Durchblick hatten. Das war bemerkenswert. Darum diese Notiz in der Bibel. Sie sollte auch bei Menschen späterer Generationen – bis hin zu uns heute - das Verlangen wecken: „Lieber Gott und Vater, gewähre doch auch uns solch wache und kluge Verantwortliche, die einen Durchblick haben!“

Auch wir brauchen doch solche Mit- Christen, auf die man gerne hört, weil sie sie sich nicht täuschen lassen durch Parolen, die wie Raketen hoch schießen, für kurze Zeit Staunen erregen, aber dann doch rasch wieder verziehen. Wir sind auch als Christen angewiesen auf den Rat von vertrauensvollen Persönlichkeiten, die sich nicht durch das Flimmern der Stimmungen blenden lassen, sondern die einen Durchblick haben durch das Gewirre der Meinungen. Wir wollen uns Leuten anvertrauen können, die im Gisch der Strömungen feststehen wie Pfeiler, ja wie Rettungsbaken, an denen man sich festklammern kann, um nicht wie Strandgut mitgerissen zu werden.

Von solchen Persönlichkeiten soll ich erzählen - von „Persönlichkeiten aus verschiedenen Epochen, die ihre Zeit zu beurteilen verstanden, und die wussten, was zu tun war“. Die wussten, was „dran“ war! Aber was eben nach Gottes Willen „dran“ war! Denn in der alten Notiz sollte unter keinen Umständen übersehen werden, dass da zu lesen ist: Auch diese Hauptleute aus dem Stamm Issachar, die wussten, was dran ist, kamen nach Hebron zu David, um ihm „n a c h d e m W o r t d e s H e r r n“ das Königtum anzutragen. Sie wollten nicht ihrem Ermessen folgen, nicht von einem revolutionären Geist getrieben sein, sondern sie wollten das tun, wozu Gott schon längst „ja“ gesagt hatte, nämlich als damals der Prophet Samuel dem König Saul auf den Kopf zu gesagt hatte: „Gott hat das Königtum von dir gerissen und einem anderen gegeben, der besser ist als du“ (vgl. 1. Samuel 15, 28). Das klare Wort Gottes ist es, das die Einsatzbefehle gibt zu dem, was zu tun und was zu lassen ist.

Im biblischen Wort gegründet

In der Erinnerung sehe ich sie - noch nach Jahrzehnten - deutlich vor mir, die hoch gewachsene, schlanke, eindrucksvolle Oberin einer Universitätsklinik. Die so überaus kluge und noble, ja herzlich auf Menschen zugehende Diakonisse war Tochter eines Evangelisten. Sie gehörte zu einer herausragenden württembergischen Christenfamilie, in der es fromme Lehrer und Organisten zuhauf gab, charaktervolle und überzeugende pietistische Stunden- Häupter. Aber im Hitlerstaat war diese Diakonisse aus ihrem Mutterhaus ausgetreten und sog. „Braune Schwester“ geworden. Im Rückblick darauf sagte sie – deutlich von Herzen ihren damaligen Schritt bedauernd: „Wir hätten ganz anders in Jesus und im biblischen Wort verankert sein müssen, um die Verführung des Zeitgeistes wach erkennen zu können!“

Als angesehenen Arzt lebte in Ulm Dr. Siegfried Ernst (1915 – 2001). Seit seinen Jugendtagen hielt er frühmorgens seine "stille Zeit", in der es über Bibelabschnitten sich täglich der Frage stellte: „Herr, was willst du, dass ich tun soll?“ Ein besonderes Leitwort war für ihn die Jesus-Zusage aus der Bergpredigt: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“ (vgl. Matthäus 5, 8).

Im Herbst 1934 ließ es ihn – er war damals Medizinstudent in Tübingen - nicht ruhig, dass offenbar das Unrecht hingenommen wurde, dass der württembergische Landesbischof Theophil Wurm durch die Nationalsozialisten in seiner Wohnung in der Stuttgarter Silberburgstraße festgesetzt worden war. Hausarrest! Siegfried Ernst organisierte für etwa 700 Tübinger Studenten eine Sonderzug-Fahrt, um mit ihnen vor dem Bischofshaus ihre Treue zum Bischof zu demonstrieren. Das war damals ein ungeheuerliches Vorhaben. Jeder Teilnehmer an dieser unangemeldeten und natürlich auch völlig unerlaubten Demonstration musste damit rechnen, inhaftiert zu werden. Aber auch darin hatte der junge Mediziner gedacht. Er hatte die Weisung ausgegeben: Wenn die Polizei auftaucht, dann stimmen wir die Nationalhymne an. Während des Absingens des Deutschland-Liedes müssen die Polizeibeamten salutieren. Wir verkrümeln uns dann singend über die angrenzende Silberburganlage. So geschah's. Das war der Anfang der Demonstrationen kirchentreuer Christen am „Silberbuckel“, die dann rasch zur Aufhebung des Hausarrestes führten.

Siegfried Ernst hatte zugeteilt bekommen, was damals „dran“ war. Wenn er nach der nationalen Stimmung der Bevölkerung gefragt hätte, dann wäre sein mutiges Handeln nicht dran gewesen. Es wäre auch nicht dran gewesen, wenn er sich nach der hämisch-unkirchlichen Stammtisch-Stimmung gerichtet hätte. Unpassend war Siegfried Ernsts spontaner Einsatz in den Augen vieler ängstlicher württembergischer Christen. Aber Siegfried Ernst war ein Christ, der seinem Herrn „stand und fiel“, ihm allein. Er hat mit uns zusammen gegen die Irrlehre gekämpft, die so fromm klang und dies als Leitsatz hatte: „Wir empfangen unsere Marschbefehle zu dem, was wir in dieser Welt getan werden soll, durch das, was Gott in den revolutionären Umbrüchen unserer Welt wirkt“ (so einst Philip Potter)! Das aber ist die Parole des „Zeitgeistes“, nicht der Maßstab Gottes.

Als dann nach dem Krieg die „sexuelle Revolution“ alle bisherigen Dämme des Anstandes und der Moral durchbrach, da mobilisierte Dr. Siegfried Ernst quer durch Europa den Widerstand gegen Abtreibung, gegen die Pille, und gegen Parolen, welche die ganze Gesellschaft verdummen. Er hat andere Menschen wach gemacht, zu erkennen: Es ist das Schlimmste, dass wie ein Glaubens-Dogma vertreten wird: „Jeder Mensch hat das Recht, seine ihm eigene Sexualität zu praktizieren!“ Dr. Ernst war kein konservativer blindwütiger Fanatiker. Vielmehr war er getrieben von der Sorge um unser Volk, das dabei war, die Verbindung zu Gott zu kappen. Er hat seine ihm aufgetragenen Anliegen, unerschrocken, mutig auch in den Synoden vertreten. Viele Christen haben ihn in all den Jahren des Kampfes bitter enttäuscht; aber er ließ sich bis zu seinem Sterben nicht verbittern. Er war nicht angewiesen auf das, weil er wusste, dass er auf klare Weisung Gottes handelte: „Prüft, was dem Herrn wohlgefällig ist, und habt nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis; deckt sie vielmehr auf. Denn was von ihnen heimlich getan wird, davon auch nur zu reden ist schändlich“ (Epheser 5, 10ff).

Zwei andere Beispiele für Menschen, die – in der Wahrheit des biblischen Wortes gegründet – wusste, was sie zu tun, und was sie zu lassen hatten.

Am 17. Dezember 1688 war der Schorndorfer Stadtkommandant Peter Krummhaar ganz nahe dran, zu denken: „Da kannst du eben nichts machen! Wenn die in der Regierung in Stuttgart nun einmal beschlossen hat, Stadt und Festung Schorndorf dem französischen Mordbrenner Melac zu öffnen – wer bin denn ich, dass ich mich dagegenstellen soll?“ Auch der ganze Stadtrat von Schorndorf war samt Bürgermeister Walch bereit, die Stadt dem Feind zu übergeben. Dazu waren sie nicht begeistert bereit, eher bedauernd und geradezu widerwillig. Aber sie sahen einfach keinen anderen Weg. Vielleicht waren sie sogar davon überzeugt, so könnten sie etwas zum Frieden beitragen, auch wenn sie Opfer bringen müssten. Ganz anders dachte der Bürgermeister Frau Barbara, bis heute mit ihrem Mädchen-Namen bekannt als Barbara Kunkelin. Sie setzte nicht mehr darauf, die zagenden Männer im Stadtrat zur Vernunft bringen zu können. Vielmehr mobilisierte sie ihre Freundinnen, die bis heute als „die Weiber von Schorndorf“ in die Geschichte eingegangen sind. Mit Knüppeln, Besen und Schrubbern drangen sie in den Rathaussaal ein und machten den verzagten Männern klar: „Unsere Stadt wird nicht übergeben, dem Mordbrenner Melac gleich gar nicht! Begreift ihr, die ihr einen Beitrag zum Frieden leisten wollt, denn nicht, was uns Frauen bevorsteht, wenn den französischen Feinden die Tore geöffnet werden?“ Das Ergebnis war: Schorndorf kapitulierte nicht, die französischen Truppen zogen ab, und zwar nicht nur aus dem Rems-Tal, sondern aus ganz Württemberg.

Bis heute wird die „männliche“ Entschlossenheit von Barbara Künkelin bewundert. Aber das trifft die Sache nicht ganz. Sie war ja nicht nur mutig und fantasievoll. Sondern sie war eine bewusste Nachfolgerin von Jesus. Bis heute ist in Schorndorfs Stadtkirche eine vergoldete Abendmahlskanne in Gebrauch, die von ihr einst gestiftet wurde. Auf dieser Kanne ist ein Bild eingraviert. Man sieht die Stifterin, wie sie unter dem Kreuz von Jesus kniet und zum Erlöser hinauf ruft: „Lass mich mit dir leben und sterben!“ Das war das Geheimnis ihrer Persönlichkeit. Die innige Jesus- Verbundenheit gab ihr auch in kritischer Situation ein, spontan das für eine Stadt Richtige, ja das für ein ganzes Herzogtum Hilfreiche zu tun, und nicht einfach mutlos zu meinen: „Da kann man nichts machen! Das muss man eben über sich ergehen lassen!“

160 Jahre später – im Revolutionsjahr 1848 – hielt der Schorndorfer Stadtpfarrer Frank eine Ansprache. Anlass war die Fahnenweihe der Schorndorfer Bürgerwehr. Pfarrer Frank sprach begeistert davon, dass in der Auflehnung gegen die bisherigen Autoritäten sich Gottes Auferstehungsgeist zu Wort gemeldet habe, der nun das Land neu belebe. Es werde durch die in ganz Europa aufbrechende Revolution wahr, was Gott durch den Propheten Hesekeil habe ankündigen lassen, nämlich dass Gottes Leben schaffender Geist das weite Toten- Feld erwecke. Von den vielen Schorndorfern, die sich von der Begeisterung und auch von der feurigen Predigt ihres Pfarrers anstecken ließen, hielt sich der einfach Weber Christian Rein fern. Als man ihn fragte, was er denn dagegen habe, erklärte er: „Ich kann das Drauf- Hinein- Fahren auf so etwas Neues nicht leiden. Wir Christen haben doch die Hauptsache in Jesus, der uns mit Gott versöhnt. Ich brauche alle Kraft, diesem Herrn wirklich zu dienen. Für anderes habe ich weder Kraft noch Zeit!“ Dieser Christian Rein musste sich nicht erst lange mahnen lassen: „Du sollst nicht der Menge folgen auf dem Weg zum Bösen“

(2. Mose 23, 2). Sondern er hatte sich so von Jesus prägen lassen, dass er mit trefflichem Spürsinn erkannte: „Das ist im Grund der Herren eigner Geist“ (Goethe) – auch wenn Bibelworte als fromme Garnierung en masse zitiert werden. Zwar war der Handwerksmann ein ganz einfacher Mensch mit minimaler Bildung; aber er war alles andere als treuherzig- naiv. Er war nicht „offen“ für alles und jedes. Aber er war offen für den Geist Gottes. Genau darin war er alles andere als „beschränkt“; vielmehr war er wie von einem Kompass ausgerichtet auf seinen Herrn Jesus. Er war ein klar Orientierter.

Auch die beiden Schorndorfer, von denen ich erzählt habe, haben in der Atmosphäre des lebendigen Jesus gelebt. Sie haben im Wort Gottes gelebt. In ihm waren sie zuhause. Gottes Wort aber will ein Weck- Ruf sein. Gott will durch sein Wort seine Leute wecken. Er will sie aus aller Verschlafenheit wach machen. Denn das Müde- Werden, das Einschlummern und das Verfallen- Sein in einen Tiefschlaf ist die elementare Gefährdung der Leute, die ganz eng zu Jesus gehören wollen. Davor hat Jesus gewarnt (vgl. Matthäus 25, 5). Bei seinen engsten Freunden hat Jesus diese Schläfrigkeit erlitten (vgl. Matthäus 26, 38. 40 – 45). Die Apostel haben den Ruf aufgenommen: „Wach auf, der du schläfst“ (Epheser 5, 14). Dieser Ruf „Wach auf!“ gilt in erster Linie nicht den Außenstehenden, sondern den Gliedern des Jesus- Gemeinde (vgl. Römer 13, 11; Epheser 5, 14; 1. Thessalonicher 5, 14ff und Offenbarung 3, 2 mit Jesaja 29, 9f; 50, 4; 52, 1; 60, 1).

Gottes Geist ist darauf aus, verschlafenen Christen die Augen aufzumachen

So hat das Jesus angekündigt: Wenn ich weggehe, will ich zu euch den Geist der Wahrheit senden. Wenn er kommt, wird er „die Augen auf tun“ (vgl. Johannes 16, 7ff). Erst jüngst bin ich über diesen Vergleich gestolpert. Der Geist Gottes wird „die Augen auf tun“! Dann hat es also der Heilige Geist nicht in erster Linie mit Stimmungen zu tun, mit Begeisterung – auch nicht vor allem mit wunderbaren Heilungen, noch nicht einmal mit Massen- Veranstaltungen. Sondern darauf ist Gottes Geist aus, dass hier und dort bei ganz normalen Menschen dieser Welt die „Augen aufgehen“. Für verführbare und verschlafene Leute dieser Welt soll mit einem Mal erkennbar werden: „Ach so, so ist das also mit dem Plan Gottes!“ „Darauf also ist Gott aus!“ „Da gehöre ich nicht hin!“ und auch „Dazu werde ich gebraucht!“

Gott hat es so verfügt, dass er seinem guten Heiligen Geist dies zur Hauptaufgabe gegeben hat: Du bist zuständig für solche Durchblicke und Einblicke! Das „funktioniert“! Dafür einige Beispiele:

„Das müssen wir tun!“ Wir! Also nicht: „Das sollte eigentlich unternommen werden (von wem auch immer!)! Das müsste doch der Oberkirchenrat einrichten!“ Das hatte Gottes Geist der Pfarrfamilie Stöffler in Köngen wieder und wieder auf das Herz gelegt. Als der Hitler- Staat die großen Treffen evangelischer Jugend verboten hatte, da öffnete die Familie Stöffler ihren Pfarrgarten für tausende

von jungen Mädchen zum „privaten“ Pfingst- Treffen auf „neutralem Terrain“, gegen das der Staat keine Handhabe hatte. Als Jugend- Freizeiten verboten worden waren, hat die Familie Stöffler gastlich ihr Haus geöffnet für illegale Freizeiten mit dem Landesjugendpfarrer Dr. Manfred Müller (zu den Mädchen- Freizeiten wurde getarnt eingeladen zu „Paula“, zu den Jungmännerfreizeiten mit „Paulus“). Ohne langes Besinnen nahmen Stöfflers unter Lebensgefahr immer wieder gastlich ein jüdisches Ehepaar aus Berlin auf, so genannte „U-Boote“, also jüdische Menschen, die in die Illegalität „untergetaucht“ waren.

In Grunbach im Remstal gehörte die Mesnerin „Karlene“ zum Inventar der Kirchengemeinde. Sie packte, wenn' s nötig war, ungebärdige Kinderkirch- Burschen an den Ohren. Sie pflegte „ihre“ Kirche innen und auch in den Außenanlagen.

Schöne Fliederbüsche umrahmten den alten Friedhof. Gleich zu Beginn der Hitler- Zeit stachen die blühenden „Zerinken“ dem Ortsgruppenleiter in die Augen. Er wollte damit zu des Führers Geburtstag die Wagen des Festzuges schmücken. Aber Karlene war dagegen. Nicht, weil sie an den Blüten hing. Vielmehr sagte sie wach- und auch überdeutlich: „Die sind nicht für eure Zwecke!“

Als Neu- Korntaler bin ich immer wieder darüber erstaunt, was Gottlieb Wilhelm Hoffmann (1771 – 1846), der Gründer der Evangelischen Brüdergemeinde, an immer neuen Herausforderung wach erkannte. Er hätte ja auch sagen können:

„Jetzt, nach den furchtbaren Hungerjahren von 1816 und 1817 müssen die armen Siedler unserer jungen Gemeinde sich erst einmal selbst zurecht finden!“ Statt dessen sah er sich gerufen, Straßenkindern eine Heimat aufzubauen, für alternde Dienstboten ebenso wie für krank gewordene Missionare eine Bergung zu schaffen, ein Modell höherer, aber auch geistlich geprägter Bildung zu verwirklichen, auf eine Tochtergemeinde in Wilhelmsdorf hinzuwirken, auch „in industriöser Hinsicht“ Vorbilder ins Leben zu rufen – und für all diese Impulse die gerade erst 1819 gegründete kleine Brüdergemeinde in Anspruch zu nehmen. Diesen Impuls, zu wirken, wo andere verschlafen die Herausforderungen Gottes versäumten, entnahm er seiner Bibel. Hoffmann warnte immer wieder davon, zu viel unterhaltende Literatur in sich hinein zu stopfen. Er konnte mahnen: „Wessen Buch du liest, dessen Geist kommt über dich!“ (All das Viele, was die modernen Medien in uns hinein schütten, macht uns immer weniger empfindlich für das, was Gott möchte, dass wir es tun und dass wir es lassen.)

„Das muss ich tun, auch wenn andere dagegen sind!“ Das hat die Stuttgarter Kaufmannsfrau Charlotte Reihlen (1805 – 1868) dazu getrieben, 1866 die segensreiche Stuttgarter Diakonissenanstalt zu gründen. Super- fromme Kreise in Stuttgart kritisierten die Tracht der Diakonissen als „Nach- Äffung katholischer Unsitten“. Aber Charlotte Reihlen ging ihren Weg, gewiesen vom Geist Gottes – so wie sie auch das Stuttgarter Missionsfest gegen den Widerstand kirchlicher Kreise ins Leben rief und vor allem das Stuttgarter „Töchterinstitut“, das heutige Mörike- Gymnasium. Das von Charlotte Reihlen inspirierte Andachtsbild vom Breiten und vom Schmalen Weg zeigt bis heute anschaulich, dass sie all ihre impulsiven „Gründungen“ als „Gehorsam auf dem schmalen Weg“ verstanden wissen wollte.

In Tübingen gibt es das Albrecht- Bengel- Haus als Hilfe zur geistlichen Begleitung von künftigen Pfarrern. Es ist entstanden mitten in der totalen Verwirrung der Theologie. Da war es Zahnarzt Martin Pfander (1920 – 2004) aus Fellbach, den Gottes Geist alarmiert hat: Schimpfen und Kritisieren und Herum- Mosern ist fehl am Platz. Es muss etwas Aufbauendes, etwas Hilfreiches getan werden. Wo etwas faul geworden ist, da braucht es eine neue Füllung! So kam es zu der hilfreichen Einrichtung, die bis heute hunderte von hilfreichen Pfarren prägte und so zu großem Segen für unser Land wurde. Das war nicht Ergebnis einer Konferenz, nicht Frucht einer Resolution, nicht Impuls einer Kirchenleitung, sondern ein Durchblick, unmittelbar von Gottes Geist der Wahrheit gewirkt.

Frau Beate Paulus (1778 – 1842), eine vom Leben schwer gezeichnete Pfarrwitwe, hat unser württembergisches Land aufgerüttelt durch das Anliegen: „Überlasst doch nicht die Kinder dem immer mehr um sich greifenden Zeitgeist. Macht sie schon jung mit biblischen Geschichten vertraut. Umbetet sie. Gestaltet euer Familienleben fröhlich!“ Diese Parole hatte sie aus keinem Erziehungs- Programm, kein Seelsorger hatte sie dazu aufgerufen. Es war der Geist Gottes, der sie „in alle Wahrheit geleitet“ hatte.

Es gab Perioden, in denen der fantasievolle Graf Zinzendorf (1700 – 1760) sich entscheidende geistliche Impulse versprochen hatte von Begeisterung. Er schmückte die Versammlungssäle aus mit Bannern in allen Farben, eine Fülle von Kerzen verströmte gleißende Helle, begeisternde Musik

erscholl. Mit einem Mal jedoch wurde in ihm die Überzeugung wach: „Das ist ja alles Nonsense! Das Wort der Wahrheit schafft Leben!“ Da hatte ihm kein Mahner ins Gewissen geredet, keine Ehefrau hatte ihn gebremst, er hatte keinen besorgten Brief bekommen. Es war der göttliche Geist, der ihn zur Wahrheit bugsiert hatte.

In der Geschichte der Lausanner Bewegung für Welt- Evangelisation war eine entscheidende Gestalt der englische Theologe, der königliche Hof- Kaplan Dr. John Stott. Er wurde immer wieder gefragt – und so wird leider sogar in den engsten Kreisen der weltweiten evangelikalen Gemeinschaft heute wieder gefragt: „Warum ist Ihnen denn die Evangelisation so wichtig? Ist es denn nicht noch wichtiger, weltweite Nöte und weltweite Ungerechtigkeit zu bekämpfen? Hören Sie denn nicht das Schreien der Verhungerten?“ „Doch, das tue ich“, antwortete John Stott, „aber Gottes Geist hat mir auch die Not derer vor Augen gestellt, die ohne einen Erlöser ewig in Gott- Ferne bleiben! Ich bekomme das Schreien der Ewig- Verlorenen nicht aus den Ohren!“ Davon hatte ihn kein anderer konservativer Theologe überzeugt, daran hatte ihn kein dogmatisches Lehrbuch erinnert. Er wollte auch nicht einfach aus Sturheit gegen die liberal- theologischen Positionen des Zeitgeistes einfach eine Gegenposition aufbauen. Vielmehr hatte er sich von Jesus den Blick öffnen lassen für Menschen, die „ver schmachtet und zerstreut waren wie Schafe, die keinen Hirten haben“ (vgl. Matthäus 9, 36). Darum bezeugte er als einsamer Rufer und mutiger Wächter in die durch den Zeitgeist verwirrte Weltchristenheit hinein: „Das Evangelium von Jesus Menschen bekannt zu machen, das ist unaufgebbar, unverzichtbar!“

Um dem Zeitgeist widerstehen zu können, braucht es übernatürliche Gegenkräfte

Für Christen aller Zeiten gibt es diese – eben schon skizzierte - gefährliche Versuchung. Nämlich die Versuchung zu wähnen, das Werben für den Glauben an Jesus Christus sei heute nicht so entscheidend „dran“ wie das soziale Engagement. Viel wichtiger, viel nächsten- liebender, viel hilfreichen und darum eben „vornehmlich dran“ seien Entwicklungshilfe, Hilfsprogramme, Speisungsaktionen. Unfallkrankenhäuser, Lehrwerkstätten und vor allem auch aktive Einmischung in die Weltpolitik. Das alles ist sicher berechtigt und not- wendend – und wurde auch bisher so wahrgenommen, dass sich niemand der Untätigkeit schämen muss. Jedoch haben schon die Apostel der ersten Christenheit erkannt, dass man dabei unversehens in eine als eine Falle geraten kann. Man kann nämlich mit bestem Willen „für die Mahlzeiten sorgen“, aber „darüber das Wort Gottes vernachlässigen“ (vgl. Apostelgeschichte 6, 2). Auch in unseren Tagen erleben wir das bis in sich super-evangelikal verstehende Missionsgesellschaften hinein.

Der schottisch- indische Missionsbischof Dr. Lesslie Newbigin (1909 – 1998), langjähriger Generalsekretär des Internationalen Missionsrates, hat dies als Gefahr durchschaut. Er hat versucht, damals um 1970 Stabsmitglied im Weltrat der Kirchen, dagegen anzusteuern - mit aller nur möglicher theologischen Überzeugungskraft, mit noblem Werben als typischer Gentleman, mit Bitten und mit Warnen. Alles jedoch war vergeblich. In seinen Memoiren stellt Newbigin geradezu resigniert fest – und er benützt in seiner englischen Sprache den typisch deutschen Begriff „Zeitgeist“: „The zeitgeist was too strong“ (Der Zeitgeist war viel zu stark.)

Was ist denn das eigentlich, dieser unheilvolle, bedenkliche „Zeitgeist“? So muss man fragen; denn oft wird es als Angstmacherei lächerlich gemacht, wenn gerade wir Jesus- Leute vor dem Einfluss des „Zeitgeistes“ warnen. Wikipedia nennt als Definition harmlos dies: „Zeitgeist“ ist „das für eine bestimmte Epoche übliche Denken und Fühlen“. Wir Christen lassen uns jedoch vom Apostel Paulus sagen: Zeitgeist ist, wenn man im „Ungehorsam gegen Gott“ lebt, nach „der Art dieser Welt, beherrscht von dem Mächtigen, der in der Luft regiert, nämlich von dem Geist, der zu dieser Zeit am Werk ist“ (vgl. Epheser 2, 1f).

Der „Zeitgeist“ hat eine nicht vorstellbare Sog- Kraft. Der Zeitgeist bedient sich leicht eingängiger Argumente. Etwa „gerade Christen dürfen doch nicht sture Einzelgänger sein, sie machen doch den Christenglauben abstoßend, wenn sie immer so rasch ‚nein‘ sagen und sich aus allem heraushalten!“ Oder: „Nimm dich doch nicht mit deinen Bedenken so arg wichtig; es gibt doch so viele andere kluge und vertrauenswürdige Leute, die keine Bedenken haben!“ Oder ganz schlicht: „Was willst du denn schon anderes machen? Es hat doch keinen Wert, sich zu wehren!“ Oder auch fürsorglich an die Verantwortung appellierend: „Denk‘ doch auch an deine Familie! Du kannst doch nicht mit dem Kopf durch die Wand!“

Lassen Sie mich als Neu- Korntaler erklären, was der Apostel damit gemeint hat. Immer wieder werde ich bei Führungen durch das „heilige Korntal“ gefragt: „Wie haben sich denn Mitglieder der

Brüdergemeinde im Dritten Reich verhalten“, also in den zwölf Jahren Hitler- Staat? Und ich kann nur antworten: „Sie sind ganz bestimmt nicht völlig unkritisch auf die verführerischen Parolen Hitlers vom ‚positiven Christentum‘ hereingefallen, sie sind nicht mit fliegenden Fahnen zu Sympathisanten Hitlers geworden. Aber Frömmigkeit allein schützt nicht vor Torheit. Denn alle berechnete Zurückhaltung schmilzt schließlich ab in dem Fluidum voll bedrängenden Werbens: „Jetzt mach‘ doch endlich auch mit! Sei doch nicht so stur! Wir wollen doch nichts Schlechtes. Vielmehr wollen wir doch für unser Volk das Beste!“ So trifft auch auf viele ernsthaft und echt „Fromme“ Korntals das Eingeständnis zu: ‚Wir konnten uns nicht entziehen!‘ (Mit diesem ernüchternden Geständnis ist ein Buch überschrieben, das die Kirchengeschichte Württembergs im Dritten Reich beschreibt: Lächele/Thierfelder, „Wir konnten uns nicht entziehen“, Stuttgart, 1998.) „Wir konnten uns nicht entziehen“, „because the zeitgeist was too strong“!

Leute, die Christen sein wollen, müssen wach werden und erkennen: „Ich brauche noch einmal ganz anders als bisher die schöpferische Kraft Gottes, um gegen den Zeitgeist bestehen zu können!“ - „Herr, habe acht auf mich und lass mich ritterlich den Kampf bestehen, wenn Satan, Sünd‘ und Welt mich stürmend überfällt, nicht übergehen!“ So muss gerade in unserer Zeit totaler Verwirrung und notvoller Orientierungslosigkeit dringlich- verlangend gebetet werden.

Ich muss das so deutlich sagen, weil auch heute wieder gerade in frommsten Verantwortlichenkreisen hinein ein unstillbares Harmoniebedürfnis wütet. Ja, es „wütet“ – es grassiert wie eine Seuche, „wie die Pest, die im Finstern schleicht“ (Psalm 91, 6). Die Krankheitskeime vermehren sich mehr und mehr, ohne dass man die tödliche Bedrohung erkennt. Man möchte doch nichts Böses. Im Gegenteil! Man möchte doch den Glauben einladend machen und darum nicht „als Glaubensfanatiker die Wahrheit in der Tasche haben“. Man möchte auch „mit Andersdenkenden können“ und darum sich nicht von anderen Meinungen „allzu stark abgrenzen“. Vor allem möchte man doch „nicht Gräben aufreißen“ (aber die Gräben sind doch längst da!). Es hat mich immer tief berührt, dass der Dichter Jochen Klepper, der doch eigentlich ein stiller, friedfertiger, trostbedürftiger Christ war, in seinem „Abendmahlslied für Männer“ die Worte fand: „Das wird sich als der Siege Sieg erweisen, dass du uns wieder in den Kampf gerissen“ (vgl. dazu auch Psalm 44, 1!).

Es braucht unvorstellbare Wachheit, um die Raffinesse des Zeitgeistes zu erkennen, es braucht Glaubens-Entschlossenheit, um den Fängen des Zeitgeistes zu entgehen, es braucht einen von Gott gewirkten Mut, um gegen den Zeitgeist anzugehen, ihn zu entlarven, ihn öffentlich zu kritisieren. Ich bin überaus dankbar, dafür, dass dies alles unserem Freund Dekan Volker Teich geschenkt war, als er bei der Synodal- Tagung im Juli in Heidenheim bekannte: „Die Heilige Schrift gibt uns Weisung, nicht der Zeitgeist!“

Den Kämpfern Gottes sind nicht Siege verheißen. Als die Hugenottin Marie Durand (1711 – 1776) nach mehr als vierzigjährigem Schmachten in den Verließen von Aigues Mortes als Greisin den Gefängnisturm verlassen durfte, hatte sie nach menschlichem Ermessen aber auch gar nichts „erreicht“. Hinterlassen hat sie jedoch die bis heute lesbare Inschrift im Brunnenrand: „Recister“ (gemeint war „résister“ – widerstehen!). Für sie hatte gegolten: „Wer beharrt bis ans Ende, der wird selig“ (Markus 13, 13).

Gib den Kämpfern Platz und Pfad und als Ziel die Gottesstadt

Der württembergische Pfarrer Otto Riethmüller (1889 – 1938) war ein vielseitiger Künstler. Er hatte ungewöhnliche Begabungen im Singen und im Spielen, für das Fotografieren, Zeichnen und Malen. Er hatte auch eine außerordentliche Begabung für‘ s Architektonische. Erst recht war er aber ein begnadeter Dichter mit einer großen Liebe zu allem Schönen und Harmonischen. Seiner Natur lag es nicht, ein „Kämpfer“ zu sein. Aber just er wurde wie wenige andere Mitchristen „in den Kampf hinein gerissen“.

Der charismatische Führer der deutschen Evangelischen Mädchenarbeit, sagte in einer seiner letzten Predigten – 1938 starb er 49jährig in Berlin -: „Wir sterben, um zu leben. ... Unser Leben bleibt ein fortwährendes Suchen und Enttäuscht- Werden, Hoffen und Verbittert- Werden, ein Verirren ohne Ende, wenn nicht Gottes rettende Hand eingreift und uns dadurch zur Ordnung bringt, dass wir die für uns bestimmte Weg- Richtung erkennen und auch entschlossen einschlagen!“ Diese Hand Gottes war es gewesen, die bei Riethmüller ordnend eingegriffen und ihn „zum Kampf gestählt“ hatte.

Denn am Anfang der Hitler- Herrschaft hatte auch Riethmüller sich von begeisterter Hoffnung auf einen „von Gott uns geschenkten Führer“ mitreißen lassen. So hatte er das Lied „Deutschlands Erwachen“ gedichtet und dazu auch die Melodie komponiert. In ihm heißt es: „Kämpferland, Hitlerland/

schirm dich Gottes Hand!“ Aber dann hatte die Hand Gottes auch bei ihm „ordnend eingegriffen“ und ihn aus dem nationalistischen Verblendet- Sein herausgeholt. Darum warnte er schon kurz nach Hitlers Machtergreifung ganz ernst: „Ich habe Angst vor Begeisterung. Es kommt doch viel mehr darauf an, dass Gottes Geist unter uns ist!“ Gegen die „Losungen“ jener Tage setzte er die durch ihn eingeführten biblischen „Jahreslosungen“, ja auch der „Monatssprüche“. Er wollte der evangelischen Jugend den Satz einprägen: „Die Bibel soll meine Heimat werden!“ Weil das jedoch nicht von heute auf morgen zu schaffen war, sondern die Lebensaufgabe eines Menschen bleibt, darum erfand er die bis heute praktizierte Ordnung der täglichen „Bibellese“. Auch stellte er in jenen Jahren der wehenden Fahnen- Meere jungen Menschen vor Augen: „Deine Fahnen zieh' n voran!“ Und in jenen Jahren, da immer neue Symbole das Kreuzeszeichen verdrängen sollten, gab er – der Künstler, Hymnologe und Maler – der männlichen und weiblichen Evangelischen Jugend Deutschlands das gemeinsame Zeichen des Kreuzes auf der Weltkugel (bis heute schmückt dieses Zeichen das Grab von Otto Riethmüller). Es war als eine vielfältige, alle Sinne ergreifende Gegenbewegung zu den verführerischen nationalistischen Parolen, Symbolen und Gesängen gedacht, wenn Riethmüller zu dem allem hin die beiden Gesangbücher „Der helle Ton“ und „Ein neues Lied“ schuf und mit diesen beiden Sing- Büchern eine neue Kultur geistlichen Singens einleitete. Er bezeichnete es als „Gotteslästerung“, „wenn ein Lied vom Leiden unseres Herrn nach der Weise eines elenden Gassenhauers gesungen wird. Die Jugend warte vielmehr darauf, dass „man ihr starkes und nahrhaftes Schwarzbrot reicht“. „Wir wollen uns nicht die Torheit zuschulden kommen lassen, dass die christliche deutsche Jugend auf die Dauer an solchen uns anvertrauten Herrlichkeiten und Kleinodien verächtlich vorübergeht.“

Es war kühn, es war gerade gefährlich in jenen Jahren, jungen Menschen die „Gottesstadt“ als zukünftiges Ziel vor Augen zu stellen: „Gib den Kämpfern Platz und Pfad, und das Ziel der Gottesstadt!“ Und: „Nun gib uns Pilgern aus der Quelle der Gottesstadt den frischen Trank!“ Damals wurden Groß- Städten in Deutschland ganz andere Bezeichnungen zuerkannt: Etwa „Stadt der Bewegung“ (München), „Stadt der Reichsparteitage“ (Nürnberg) oder „Stadt der Auslandsdeutschen“ (Stuttgart). Dass daneben die „Gottes- Stadt“ ernsthaft ein Lebensziel sein sollte, daran zu erinnern war in jenen Jahren des Begeisterungs- Rausches für den „Führer“ Adolf Hitler ebenso kühn wie die von Riethmüller ausgegebene Losung für die Mädchenarbeit in Deutschland: „Der Herr ist unser Richter. Der Herr ist unser Meister. Der Herr ist unser König. Der hilft uns!“

Einst war kurz vor Ende des Ersten Weltkriegs dem jungen Theologen Riethmüller die stark kommunistisch geprägte Südstadt- Gemeinde in Esslingen übertragen worden. In den folgenden 16 Jahren als Gemeindepfarrer ist es ihm gelungen, vor allem junge Menschen jener als „Zigeuner- Insel“ verrufenen Esslinger Vorstadt zu sammeln und ihr in der von ihm zusammen mit dem Architekten Martin Elsässer geschaffene Südstadt- Kirche eine Heimat anzubieten. Sie sollte ein Vorgeschmack sein des erst kommenden himmlischen „Zuhause“. Ein „Vorgeschmack“ sollte auch das von ihm für den Verband weiblicher Evangelischer Jugend erworbene „Haus Schmie“ sein; 1924 hatte man Riethmüller zum Vorsitzenden dieses Verbandes berufen – zusätzlich zu seinem großen Gemeindepfarramt. 1928 ließ sich Otto Riethmüller zum Direktor des Reichsverbandes weiblicher Evangelischer Jugend und zur Leitung des Burckhardthauses in Berlin- Dahlem berufen. Ab 1935 hatte er – schon früh war er bewusst zur Bekennenden Kirche gestoßen – den Vorsitz der Jugendkammer der Bekennenden Kirche inne, die gerade wegen der nazistisch befohlenen Gleichschaltung der ganzen Jugendarbeit Wege suchte, „Jugend unter dem Wort“ zu sammeln. In jene Jahre fallen die Bearbeitung von Liedern der Böhmisches Brüder wie etwa „Sonne der Gerechtigkeit“ und „Lob Gott getrost mit Singen“, die Übersetzung alter lateinischer Hymnen wie „Das Wort geht von dem Vater aus“ („verbum supernum prodiens“) und wie „Du Schöpfer aller Wesen“ („deus, creator omnium“) und wie das Schaffen der für Riethmüller so bezeichnenden eigenen geistlichen Lieder wie „Herr, wir stehen Hand in Hand“ und wie das so tief biblisch geprägte und gesättigte Lied „Nun gib uns Pilgern aus der Quelle der Gottesstadt den frischen Trank“.

Otto Riethmüller wollte Menschen mitnehmen zu einem bewusst geradezu ungestümen Aufbruch in die Zukunft Gottes. In seinem bekannten Gesangbuchlied heißt es: „Herr, wir Herr, wir gehen Hand in Hand, W a n d r e r n a c h d e m V a t e r l a n d!“ Dieser Ton wurde aufgenommen, als im November 1938 Otto Riethmüller auf dem Uff- Friedhof seiner Cannstatter Heimat beerdigt wurde. Der westfälische Evangelist und CVJM- Bundeswart Pfarrer Johannes Busch schloss seine Bestattungspredigt unvermittelt und deshalb umso eindrucklicher mit der Liedzeile: „Himmelan wallt neben dir alles Volk des Herrn, trägt im Himmels- Vorschmack hier seine Lasten gern. O schließ dich an!“

Gerade der Begriff des „Pilgrims“ ist zentral biblisch. Der „Pilger“ oder der „Fremdling“, der „Gast auf Erden“ war durch die Jahrhunderte lange Geschichte des Christentums ein Leitbild für Menschen, die dem Christus nachfolgen wollten, der selbst ein „Gast auf Erden“ gewesen war. (Man denke etwa an die folgenden geistlichen Lieder: „Der Pilger aus der Ferne zieht seiner Heimat zu“. „Ich bin ein Gast auf Erden“. „Mein Leben ist ein Pilgrims- Stand“. „Näher mein Gott, zu dir“ mit der Zeile „schließt dann mein Pilgerlauf, schwing ich mich freudig auf, näher, mein Gott, zu dir!“). Aber auch „Heimatland, Heimatland, o wie schön bist du“ und „Nur mit Jesus will ich Pilger wandern..!“ gehörten zum Kernbestand dessen, was Christen gerne gesungen haben. Vor allem hat man gesungen „Jesus Christus herrscht als König“ mit der Schlusszeile „ob ich schon noch Pilgrim bin“ – und auch das Teerstegen'sche „Man muss wie Pilger wandern“. Es tut mir darum weh, wenn die heutige – die so liebenswert fromme - junge Generation flugs entscheidet: „So etwas kann man heute nicht mehr singen! Mit so etwas kann man nicht mehr kommen! Schließlich wollen wir überzeugende Zeitgenossen sein, aber nicht Fremdlinge, gleich gar nicht ‚Pilger!‘“ (und das trotz der heute gewordenen „Pilger- Wege“). Damit koppeln sich aber alle, die so sagen, von einem wertvollen Traditionsstrom ab. Sie gehen – wie Riethmüller besorgt formuliert hat – „an anvertrauten Herrlichkeiten und Kleinodien verächtlich vorüber“.

Das war es, was Otto Riethmüller für seine Zeit ernst genommen hat – für die Zeit also, da „Leib und Seele kranken“, da es „Kampf und Sorgen“, „Angst und Zweifel“ gab und da noch nicht offenkundig war, wer denn „Recht behalten“ werde, die kleine Gemeinde des Christus oder die antichristlichen Spötter der damaligen Tage. Aus diesem Grund hat er gleich in der ersten Strophe in geradezu jubelnder Gewissheit gedichtet: „Lass über der Gemeinde helle aufgeh'n dein Wort zu Lob und Dank!“

Dass einigen Menschen „a u f g e h e n“ kann, was es um das „Wort“ Gottes ist, darüber staunte der Jugendseelsorger Riethmüller. Er staunte darüber mitten in einer Zeit, da mit Händen zu greifen war: Es gibt erschreckend viele „Ungläubige, denen der Gott dieser Welt den Sinn verblendet hat, dass sie nicht sehen das helle Licht des Evangeliums von der Herrlichkeit Christi“ (2. Korinther 4, 4). Aber es soll und kann auch Menschen geben, über denen die Bitte die nicht vergeblich ist: „Lass über ihnen helle a u f g e h' n d e i n W o r t!“ (Gerade in unseren Tagen geht es bei dem, was bibeltreue Christen umtreibt, doch nicht in erster Linie um das Diffamieren der „Sünden Sodoms“, sondern um das Erschrecken darüber, wie oberflächlich mit dem biblischen Wort umgegangen wird.)

Als ein einsamer Sprecher der Christenheit hat Otto Riethmüller damit gerechnet und darum auch dazu aufgerufen:

Geistliches Leben kann nur aufgehen und wachsen, wo das Reden Gottes wieder ganz neu ernst genommen wird! Und zwar das Reden Gottes durch das biblische Wort seiner Propheten und Apostel. Konsequenter schließt das Lied „Nun gib uns Pilgern“ ab mit der - an den jungen Samuel erinnernde (vgl. 1. Samuel 3, 10) – Bitte: „Herr, mach uns still und rede du!“ Nur das Reden Gottes kann bewirken, „zum Kampf gestählt“ (vgl. Psalm 144, 1) und „zum Dienst bereit“ gemacht zu werden. Das „überirdische Wunder“, mit dem Gottes Geist klärend in sein Leben eingegriffen hatte, wollte Otto Riethmüller auch anderen Christen- Menschen gönnen. Er wollte sie wach machen für diese Realität.

Das fiel mir auf

Von sehr unterschiedlichen Christenmenschen habe ich skizzierend erzählt. Dabei fielen mir einige Gemeinsamkeiten auf. Diese Gemeinsamkeiten beantworten vielleicht die Frage: „Wie kann man denn dazu kommen, zu wissen, was „dran“ ist, was nach Gottes Willen zu tun, und was zu lassen ist?“

All diese Mit- Christen waren keine makellosen Engel, sie standen noch mit beiden Füßen auf der Erde. Sie hatten ihre Begrenzungen und beklagten selbst auch manche Fehl- Entscheidungen und Fehl- Wege. Genau dies aber machte sie fähig, sich selbst vor Gott zu prüfen und von Gott beurteilen zu lassen. Weil sie sich selbst gegenüber kritisch waren, konnten sie auch andere und anderes kritisch prüfen. Weil sie „vor Gott wandeln“ wollten, waren sie nicht auf Bestätigung durch Menschen angewiesen.

Die meisten dieser Mit- Christen waren in gewissem Sinn „gebildet“. Sie waren nicht borniert. Sie sahen ihre Welt mit offenen Augen und konnten auch das Erlebte historisch vergleichen und einordnen.

All diese Mit- Christen hatten vom Schöpfer eine gehörige Portion von Geradlinigkeit - um nicht zu sagen: von liebenswerter Sturheit – mitbekommen – und auch diese nicht selten noch gehörig gepflegt. Windschlüpfige Anpassungsfähigkeit musste bei ihnen nicht beklagt werden. („In einer verkehrten Welt lebten sie verkehrt“, also wieder richtig!)

Auffallend war mir auch, dass die genannten Mit-Christen auch nicht die kleinsten Anfänge von Fehlentwicklungen verharmlosten (so nach dem Motto: „Das kann sich ja noch alles geben. Man sollte auch nicht überkritisch sein. Das Gären gehört nun einmal zu jedem rechten Prozess!“). Vielmehr hatten sie Verständnis für das Wort von Martin Luther:

„An Lumpen lernen Hunde Leder fressen!“ Also: Wehret den Anfängen, besonders den Anfängen von Fehlentwicklungen in der Christenheit!

Wenn sie auf Nachgiebigkeit und großzügiger Duldung von Falschem in der Christenheit stießen, dann vermuteten sie meist zu Recht: Diese scheinbare Harmlosigkeit und Großzügigkeit hat meist ihren Grund darin, dass Kinder, Enkel oder enge Freunde den betreffenden Irrtümern und Fehlern verfallen sind.

All diese Mit-Christen waren bereit, einen sehr einsamen Weg zu gehen (auch wenn sie immer wieder die Frage umtrieb: „Dürfen wir eigentlich gar nie so reden und so leben wie der große Haufe?“). Sie waren bereit dazu, nicht mit einem Erfolg ihres mutigen Eintretens zu rechnen. Sie machten Ernst damit, dass das Scheitern und das Verlacht-Werden zur Nachfolge von Jesus gehört. Umso mehr suchten sie Gemeinschaft mit anderen Christen, denen es ebenso erging. Gegenüber allem Karriere-Streben waren sie alle sehr allergisch.

Vor allem aber suchten sie Weisung aus dem Wort von Gottes Apostel und Propheten, sie verlangten nach Leitung durch den Geist von Jesus. Sie suchten allein den „Adel“, von Jesus als seine Werkzeuge gebraucht werden zu können.